

Illustriertes Sonntags-Blatt

1915. * Nr. 27

Beilage zum
Rheingauer Bote.
 Verlag von Anton Meier in Rüdelsheim a. Rh.

Mus Mangel an Beweisen.

Man von Gabriele, Baronin von Schlippenbach.

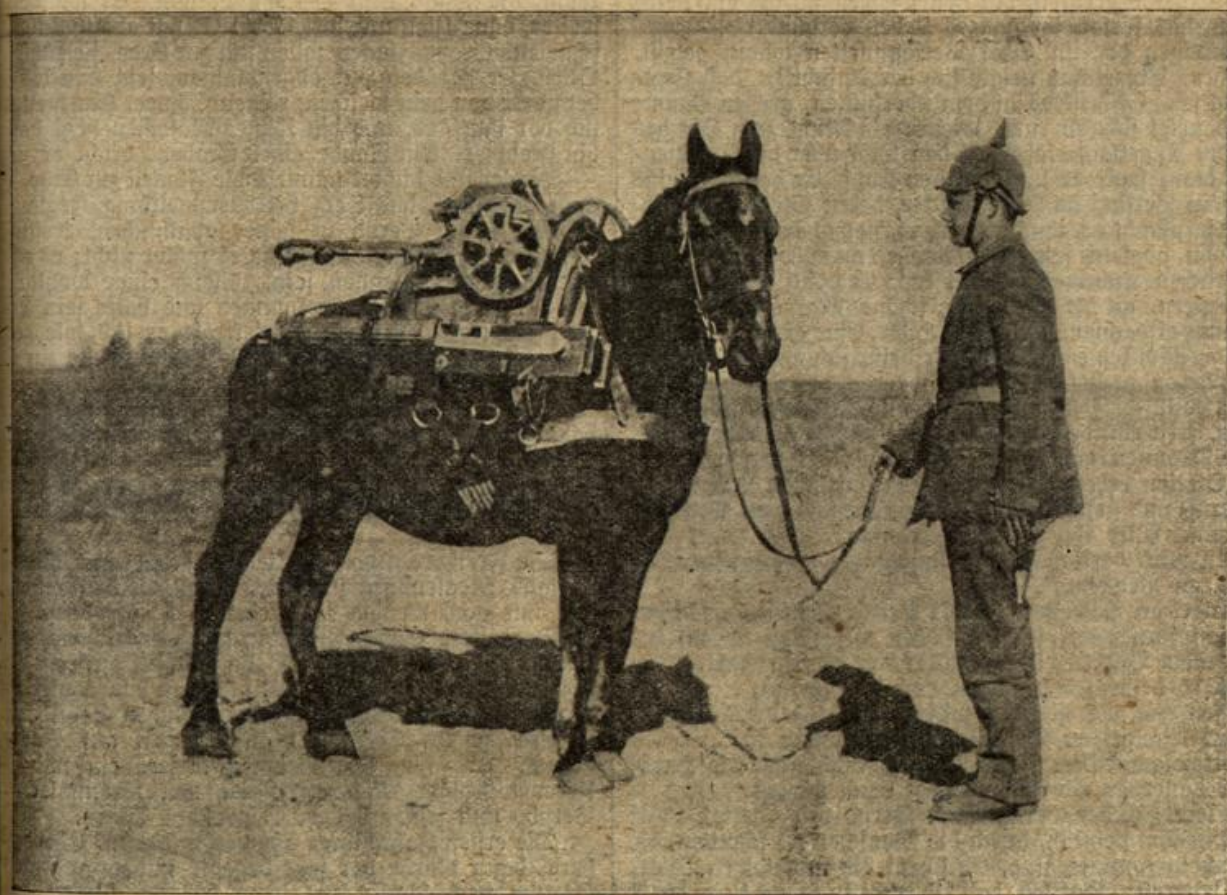
(Herbert Rivulet.) (Nachdruck verboten.)

Die Geschworenen hatten den Gerichtssaal verlassen. In atemloser Spannung harrten die Anwesenden ihres Urteils. Der Angeklagte, Bernd von Stetten, saß wie gebrochen da. Er hatte den dunklen Kopf erhoben und starrte durch eines der Fenster. Draußen wirbelten Schneeflocken vorüber; die Menschen freuten sich dessen. „Dieses Jahr gibt's echtes Weihnachtswetter.“ Die Feste des ganzen Jahres stand vor der Tür, und ihm erwartungsvoll entgegen, nur der junge Mann

Augen sahen düster aus, und um den Mund, den ein schwarzer Schnurrbart bedeckte, lag ein gramvoller Schmerzenszug.

Der Sachverhalt war folgender:

Bernd Freiherr von Stetten war des Mordes an dem Waldhüter Franz Tschibulski angeklagt. Stetten war Volontär auf dem Gute des Grafen Sollenthin bei Posen. Man rühmte ihn allgemein als gewissenhaft und arbeitsam, aber er war wegen seines Jähzornes, der ihm schon in mehreren Fällen Unannehmlichkeiten zugezogen hatte, gefürchtet. Es war auch bekannt, daß es zwischen ihm und dem ihm unterstellten Waldhüter öfters zu heftigen Szenen gekommen war, denn Tschibulski war ein wüster Gesell, der seine Obliegenheiten nachlässig erfüllte. Er war ein Trinker, und man munkelte, daß er ein Wilddieb sei, der seine Jagdbeute heimlich verkaufte. Aber er trieb sein licht-



Pferd mit Maschinengewehr.

Man hat neuerdings den Transport der Maschinengewehre durch Pferde auch in der deutschen Armee eingeführt.

...lagebank nicht. Was hatte er mit dem Jubel der ...macht zu tun, er, der Angeklagte? ...eine schlanke, vornehm aussehende, Erscheinung. ...reiches Haar lockte sich um den Kopf; seine braunen

scheues Gewerbe so schlau, daß man ihm nichts beweisen konnte. Stetten hatte in Gegenwart anderer dem Polen gedroht, ihn anzuzeigen, sobald er ihn ertappe. Der Waldhüter antwortete grob, und es kam zu einem hef-



tigen Streit, der nur durch das Dazwischentreten der dabei gegenwärtigen Personen beigelegt wurde.

Am Abend des 20. Oktober war Franz Tschibulski im Walde des Rittergutes Gravnika, das dem Grafen Sollenthin gehörte, und auf dem Bernd von Stetten Volontär war, unweit der Landstraße tot aufgefunden worden. Er war erstochen, und zwar mit dem Hirschfänger, den alle als den Stettens wieder-erkannten, war doch ein Monogramm mit der siebenzinkigen Krone am Griff eingraviert. Um elf Uhr vormittags war der Pferdehändler Schmuhl, vom Gut kommend, über die nach Posen führende Landstraße gefahren. Er und sein Sohn sahen zwei Männer etwa fünfzig Schritt von der Straße im niederen Strauchwerk dicht beieinander stehen; sie sprachen laut und erregt miteinander. Schmuhl sagte zu seinem Sohn:

„Das ist ja der Baron und der Tschibulski, die haben es wieder miteinander. Na, der Kerl, der Waldhüter, treibt es auch zu frech mit der Wilddieberei; da hat er vorige Woche ein Reh nach Posen verkauft.“

„Ich hoffe, der Baron gibt ihm heute einen gehörigen Denzettel“, verjeste der halbwüchsige Bursche.

„Ist ein nobler Herr, ein seiner Herr — der Stetten“, lobte der Pferdehändler; „nur so mächtig jähzornig. Als ich neulich den Fuchs in Gravnika verkaufen wollte, da hat er gleich bemerkt, daß das Pferd einen Fehler hat. Na ja, er hat ja früher bei der Kavallerie gedient, ist Sachverständiger. Als ich den Fuchs in Gravnika anpries, hat der Stetten mit den dunklen Augen mich nur so angeblitzt, und auf der Stirn schwoll ihm die Zornesader, rein grauslich sah er aus. Und angeschrien hat er mich, heruntergemacht, daß mir angst und bange wurde.“

Etwa dreihundert Schritt von der Leiche des Tschibulski fand man ein blutiges Taschentuch, das den Namen Stettens trug. Man verhaftete ihn. Er konnte sein Alibi nicht nachweisen. Erst am späten Nachmittage war er wieder in Gravnika eingetroffen, er sah ermüdet aus. Auf seinem Pelzrock befanden sich Blutspuren. Das alles erschien genug, um ihn zu verhaften. Zwei lange Monate im Gefängnis hatten die frischen Farben des jungen Gesichtes gebleicht, hatten frühzeitige Silberfäden durch das Haar des Mannes gezogen, hatten ihn um Jahre gealtert und jenen Schmerzenszug um den Mund gegraben, jenen traurigen Blick hervorgerufen, der denen eigen ist, die ein tiefes Leid erfahren, das fortan ihr ganzes Leben verdüstert.

Die Meinungen der im Saal Versammelten waren geteilt, aber der größere Prozentatz neigte sich der Ansicht zu, daß Stetten unschuldig sei. Still ist es in dem überfüllten, großen Raum; leise flüsternd neigt sich hin und wieder ein Mund zum Ohr des Nachbarn. Der Angeklagte läßt jetzt den Blick über die Anwesenden gleiten, dann senkt er langsam den Kopf. Er denkt an seine Angehörigen in Berlin, an seine Mutter, deren Stolz und Liebling er ist. Sie glaubt an ihn, er weiß es, sie hat keinen Verdacht gegen den Sohn, obgleich seine von Kindheit an ausbrechende Heftigkeit ihr manchen Kummer bereitet hat. Er denkt auch an seine beiden Schwestern, an die energische, schöne Margarete, an den munteren, kaum erwachsenen Badsisch Hilde. Eine große Sehnsucht überkommt ihn nach seinen Lieben. Er beißt sich auf die Lippen, um dem heiß heraufquellenden Raß zu wehren, das ihm die Wimpern feuchten will. — Fest bleiben, männlich stillhalten, was auch kommen mag. Mit Würde tragen, was die nächste Stunde bringt.

Ein leises Raunen geht durch den Saal; die Geschworenen treten ein. Stetten erhebt sich. In seiner stattlichen Länge steht er da, sehr ernst und gefaßt. Ihm ist zumute wie dem Soldaten in der Schlacht. Wird ihn die Kugel treffen?

Das Urteil wird verkündet; der Angeklagte ist freigesprochen „aus Mangel an Beweisen“.

„Aus Mangel an Beweisen“, denkt Bernd von Stetten bitter. Muß das nicht ferner auf seinem Leben wie Frost liegen, der alle Freude, alles Blühen eisig zerstört? Er ist gezeichnet. Von nun an wird es heißen, wenn man von ihm spricht:

„Ach, wissen Sie, das ist der gewisse Stetten, der des Mordes angeklagt, aus Mangel an Beweisen freigesprochen ist.“

Sein Verteidiger tritt auf ihn zu und reicht ihm die Hand, sagt einige bedauernde Worte und geht dann hinaus.

Langsam leert sich der Gerichtssaal. Bernd von Stetten rührt sich nicht; es ist ihm peinlich, durch die Menschen zu schreiten, die aus Neugier hergetommen sind. Er scheut die mitleidigen Blicke, in denen zu lesen ist: „Gottlob, daß ich nicht in seiner Lage bin!“

Der Präsident des Gerichtshofes tritt auf Bernd zu. Er ist ein ehrwürdiger Greis, dessen freundliches Gesicht jedem Zutreten einflößen muß. Jetzt richten die alten, milden Augen sich voll unendlicher Güte auf den jungen Mann, den er eine Weile sinnend betrachtet. Stetten merkt es nicht; den Kopf in den Händen vergraben, sitzt er regungslos da. Erst als der Greis ihm leicht die Rechte auf die Schulter legt, zuckt er zusammen und blickt empor.

„Mut, junger Freund“, sagt die leise Stimme des nes, „Sie sind frei und können gehen.“

„Frei!“ ruft Bernd und schnell von seiner Bank umfrei, solange ich lebe.“

Er lacht bitter.

„Aus Mangel an Beweisen dem Zuchthaus entlassen, das ist ein Brandmal, das an mir haften bleibt. Es aus der Gesellschaft anständiger Menschen; es wird wohin ich meine Schritte wende, es vernichtet jede nung, jede Lebensfreude! Ich bin geächtet!“

Ein Ausdruck der Verzweiflung liegt auf seinen blei- Auf dem Antlitze des Präsidenten malt sich tiefes

„Wir konnten das Verdikt nicht anders fällen“, dauernd. „Ich glaube an Ihre Unschuld, Herr Baron, eine Bitte an Sie: kommen Sie zu mir für die Sie sind der Erholung dringend bedürftig; ruhen Sie aus, ehe Sie die Gegend verlassen.“

„Nein, nein“, entgegnet Bernd gedrückt, „ich der Herr Präsident, aber ich kann Ihr gütiges Anerbieten nehmen, ich muß allein sein mit meiner Schande!“

Stetten fühlt noch den warmen Drud der we- regungslos liegt seine kalte Hand in der des Präside verläßt auch er den Gerichtssaal, wo ihm sein Urte worden ist.

Draußen hat der Schnee aufgehört zu fallen; mal bedeckt die Straßen und Häuser der Stadt. Bernd Sonne fröhlich herniederlacht; es tut ihm weh. Velle Regentag, das paßt zu seiner düsteren Stimmung, die strahl erhellt. Er muß fortan im Dunklen weiterleb er sich immer wieder.

Einige der vorher im Saal Anwesenden stehen Tir des Gebäudes. Es sind Bekannte von ihm. auf ihn zutreten, ihm die Hand reichen, dem arme wehrt ihnen ungeduldig ab.

„Laßt mich!“

Dann geht er durch die Straßen wie ein Trunkte keinen anderen Wunsch als den, sich irgendwo zu ver- hinzulegen wie ein weidwundes Wild, das die tö- traf, und das allein verenden möchte. Nun hat er er- reicht, die Stadt liegt weit hinter ihm. Er wandert weiter, ohne Ziel, nur fort, fort! Es hat abermals an schneien. Große Floden fallen still zur Erde, sie kühle Stirn. Er hat den Hut abgenommen, sein dunkles bepodert von dem weichen, reinen Schnee. Ein weite sich vor ihm aus, und ein kleines Mädchen liegt da- hin strebt er. Am Rande eines Grabens bricht er ab.

Dichter und dichter taumeln die Floden zur Erde. auch den, der, das Herz voll Verzweiflung, regum

Wie lange Bernd in seiner apathischen, trostlo- stimmung so gelegen, er wußte es später nicht; es m- den darüber vergangen sein. Gleich einer wohlstä- bung war es über ihn gekommen und hatte sein Zeit eingelullt. Es war dunkel, als er sich wie so hob. Er schüttelte den Schnee ab und taumelte zur

„Wohin?“ fragte er sich immer wieder.

Und da tauchte ein liebes, altes Gesicht unter häubchen vor ihm auf, zwei sanfte Augen blickten endlicher Liebe an, und eine weiche Stimme sagte

„Komm zu mir, mein armes Kind, komm zu dem

„Ja“, dachte Bernd, „ich will heim — heim zu me

Die Freiherren von Stetten gehörten einer alten die aus Mecklenburg stammte. Einst weitverbreitete jetzt nur noch wenige Mitglieder in Mecklenburg.

Der ältere Sohn, Wilhelm, besaß das schöne, Buchensfelde, das nur drei Bahnhaltungen entfernt lag. Er war jung verwitwet, und von seinen vier nur noch sein zwanzigjähriger, kränklicher Sohn

Der zweite Sohn des alten Herrn auf Buch Albert. Er schlug die Beamtenkarriere ein und liebenswürdiges Mädchen, Frida von Brömmeler. Bernd's und seiner beiden Schwestern Eltern.

Die ersten Jahre ihrer Ehe verbrachte das Ehepa- berg, dann wurde der sehr begabte und brauchbar Stetten nach Berlin zu einem höheren Posten Stufe zu Stufe stieg er empor und kam zu Ansehen Sie machten ein großes Haus, bewohnten im eine schöne Villa, hielten Pferde und Wagen und Geburt und ihrer Stellung nach zur ersten Gesell- fidenz. Sie besaßen drei Kinder. Bernd war der bildhübscher, frischer Junge, des Vaters Ebenbild. sich schon frühzeitig bei ihm die Anlage zur Heftig

ausartete. Alle Strafen und alle Erziehung ver-
 nicht, diese häßliche Eigenschaft bei dem sonst gut ge-
 haben auszumergen. Nach vier Jahren wurde Margare-
 tchen, ein allerliebste kleines Mädchen, das den Eltern
 die Freude machte. Erst sechs Jahre später erblickte die zweite
 das Licht der Welt. Sie erhielt den Namen Hildegard,
 frühverstorbenen Schwester der Brüder Wilhelm und
 Stetten, und in ihrer lichtblonden Lieblichkeit ver-
 einigt der Tante zu gleichen.
 beschäftigt Stetten in seinem Amt war, so fand er doch
 seiner Familie zu widmen. Ein Abend in der Woche
 den immer; dann war er am glücklichsten. Im be-
 hausroch, mit der langen Pfeife, die er gern daheim
 rauchte er den Mittelpunkt des traulichen Kreises. Der
 Wohnzimmer verbreitete Licht und Wärme. Seine
 Frau saß mit einer Handarbeit neben ihm, die drei blühen-
 umringten fröhlich plaudernd die Eltern, und ein
 Gericht stand auf dem Abendtisch.

„sagte Stetten, „solche Stunden sind mir die liebsten.“
 Mutter nickte. Gern hätte sie es gesehen, wenn sie öfter
 wären, aber das hohe Gehalt ihres Mannes war ja
 esentieren im Leben nötig. Das Vermögen des Ehe-
 in einer Bank deponiert; die Zinsen allein hätten
 Auskommen genügt.

Die Kinder heranwuchsen, mehrten sich die Ausgaben.
 Offizier im Manenregiment in Saarbrücken; er be-
 ansehnliche Zulage. Solid und strebiam angelegt,
 wenig Schulden. Er wäre lieber Landwirt geworden,
 ung zog ihn zu diesem Beruf, aber sein Vater wünschte,
 die schmutze Uniform tragen zu sehen, die auch er als
 einm einsetz gehabt.

„einige Jahre strammen Dienst,“ sagte Stetten zum
 Weiterer findet sich. Nur hüte dich vor deiner Heftig-
 Junge.“

Dieser väterlichen Ermahnung war es doch einige Male
 zu unlieblichen Dingen gekommen; er hieß im Regi-
 das „Wildfeuer“.

Margarete wurde nach beendeter Schulzeit in die Schweiz
 um das Französische zu erlernen; eine Engländerin,
 die Jahre im Elternhause lebte, hatte das junge Mäd-
 in ihrer Muttersprache unterwiesen. Auch ihre her-
 begabung für Mathematik sollte in Genf ausgebildet
 Stettens waren der vernünftigen Ansicht, daß sie
 nach ihren Fähigkeiten ausbilden lassen mußten, um
 im späteren Leben auf eigene Füße zu stellen.

Die kleine Hilde blieb daheim als Augenweide von Vater
 er. Die vermehrten Ausgaben mußten durch ein An-
 Kapitals gedeckt werden, doch meinten die Gatten,
 richtig sei, und daß einst die augenblicklichen Kosten gute
 Folgen sollten.

Stetten waltete still und gewissenhaft im Hause.
 machte alles, war praktisch und sparsam, ohne dabei
 zu werden.

Freude war es, wenn Bernd und Margarete heim-
 Die jubelte Klein-Hildchen über den Bruder in der
 Uniform, wie umarmte sie ihn immer wieder, wie
 sich an der großen Schwester Arm.

„so groß und schön geworden,“ sagte das Kind, „ich
 Lipput.“

„Reißt unser Sonnenstrahl“, versetzte Margarete zärtlich.
 ung es in die Sommerfrische nach Bings an der Ostsee
 Dievenow. Auch der Vater hatte dann gewöhnlich
 die Seeluft tat allen wohl, stärkte die Nerven und
 men Erholung und neue Lebenslust.

gingen mehrere Jahre ungetrübt. — Dann kam der
 Schlag, trübe Stunden, die wohl keinem erspart bleiben.
 ung an zu kränkeln, ein altes Magenleiden trat auf. Er
 Karlsbad zur Kur; danach schien es besser zu werden.
 Stetten hatte sich mit einem jungen Leutnant verlobt.
 Strebilin hatte sie in Zoppot kennen gelernt, wo er
 wendte seinen Urlaub verbrachte. Er war vermögens-
 der zärtliche Vater versprach Margarete und Hans
 vermögen zu geben. Um höhere Prozente zu er-
 Stetten das Vermögen in einer anderen Bank an,
 liden Füßen zu stehen schien.

„brautpaar schwamm in Seligkeit. Die sonst etwas kalte,
 ende Margarete war wie verwandelt, wenn ihr statt-
 lobter sie an sich zog und ihr leise Liebesworte sagte,
 Arm sie so fest umfassen hielt und er den blonden
 ihr neigte.“

hätten eine bessere Partie für Margarete erwarten
 ungte Stetten zu seiner Frau am Abend des Verlobungs-

tages, „aber ich bin der Ansicht, daß sich die Liebe nicht unter-
 drücken läßt, und ich will mein Kind glücklich sehen.“

Als Strebilin bei dem Vater des jungen Mädchens um
 dessen Hand anhielt, hatte er gesagt, daß er einen alten Onkel
 im Rheinlande besitze, dessen Erbe er sei. Dieser Onkel tränkete
 viel und war über sechzig Jahre alt. Unangenehm berührte es
 den feinsüßigen Stetten, daß der Bewerber seiner Tochter diese
 Äußerung tat.

„Rechnen Sie nicht auf den Tod,“ sagte Margareten's Vater
 schroff zu dem Verblüfften, „aus eigener Kraft soll sich der Mann
 den häuslichen Herd gründen; streben Sie voranzukommen in
 Ihrem Beruf.“

„Ich werde bald Oberleutnant“, entgegnete Strebilin.
 „Vorher gebe ich meine Einwilligung zur Heirat auch nicht“,
 lautete Stettens energische Antwort.

Kun wurden die Verlobungsanzeigen gedruckt und die üblichen
 Besiten gemacht und empfangen.

Strebilin stand bei einem Infanterieregiment in der Provinz.
 Seine schlichte Uniform stach gegen die Berns ab.

Es betrückte Margarete, daß vom ersten Tage an keine Sym-
 pathie zwischen den beiden jungen Leuten herrschte.

Einmal gerieten sie über militärische Fragen in Streit. Jäh
 kamme die Hornesader auf Berns Stirn empor, und er wollte
 loswettern.

Eine Hand legte sich beschwichtigend auf dessen Arm.
 „Bernd!“ sagte die Mutter so leise, daß nur er es hörte.

Er bezwang sich und ging hinaus.
 Seitdem wollte es zu keiner rechten Harmonie mehr zwischen
 den beiden Leutnants kommen.

Es dauerte über ein Jahr, ehe Hans von Strebilin Oberleut-
 nant wurde. Ab und zu nur konnte er nach Berlin kommen. Der
 Dienst war stramm, und die Ungebuld des Bräutigams mußte
 sich der Pflicht fügen. Margarete liebte ihren Verlobten mit jener
 ersten, schwärmerischen Liebe eines Mädchenherzens, das alles
 glaubt, alles hofft und sich selbst vergißt. Auch Hans war rasend
 in seinen holden Schatz verliebt. Das sagte er sich oft, ohne zu
 bedenken, wie weit wahre Liebe von jener Verliebtheit entfernt
 ist, die er tatsächlich fühlte. Ach! und dieses langweilige Warten!
 Warum mußte auch der „Alte“ so eigensinnig sein und seine
 Beförderung zur höheren Charge verlangen?

Einmal äußerte er dies ungehalten gegen Margarete. Sie
 wies ihn zurecht, und sie schieden kühl voneinander — bis zum
 nächsten Tage. Da kam er wieder, und sie schlossen Frieden mit
 zärtlichen Küssen und Worten.

Unterdessen hatte sich der Gesundheitszustand Baron Stettens
 sehr verschlechtert; er sah gelb und verfallen aus. Seine Frau
 sorgte sich um ihn, sie verdoppelte ihre Pflege. Oft ruhten ihre
 Augen kummervoll auf der frühzeitig gebeugten Gestalt des ge-
 liebten Mannes, der im Anfang der Fünfziger wie ein Greis
 ausah, mit dem gelichteten, weißen Haar und dem abgemager-
 ten Gesicht. Es fiel ihm schwer, sein Amt zu versehen, aber er
 konnte es nicht niederlegen, es hieß weiter auf dem Posten stehen.

Da kam der Schlag, der das ganze Leben der Familie um-
 gestalten sollte. Die Bank, der Stetten den größten Teil seines
 Vermögens anvertraut hatte, fallierte; nur ein geringer Rest
 wurde den Gläubigern ausgezahlt. Stetten war wie vernichtet.
 Er wandte totenbleich in das Zimmer zu seiner Frau und brach
 zusammen. Sie bettete ihn mit Berns Hilfe, der zum Glück
 auf Urlaub war, auf das Ruhebett. Erst stöhnend, abgebrochen
 kam das Traurige zutage. Sie waren entsetzt von dem, was
 sie hörten, aber sie zeigten es ihm nicht. Sie baten ihn, sich zu
 beruhigen und redeten ihm liebevoll zu.

Stetten lächelte trübe, er überfah die Folgen.

Bernd mußte aus dem Regiment treten. Es fiel ihm doch
 sehr schwer, die Uniform auszugeben, die liebgewonnenen Kame-
 raden zu verlassen, aber er behielt das für sich. Er beschloß,
 Volontär der Forst- und Landwirtschaft zu werden.

Als er es dem Vater sagte, nickte dieser traurig mit dem Kopfe.
 „Ja, ja, mein Junge, dir bleibt nichts anderes übrig“, mur-
 melten die blassen Lippen des alten Mannes, der seit Tagen
 zu Hause blieb und seinen Dienst nicht mehr versehen konnte aus
 großer Schwäche.

So ging denn Bernd als Volontär nach Gravnitz, dem
 Gute des Grafen Sollenthin. Er hoffte, sich mit Lust und Liebe
 an der Sache rasch einzuarbeiten; hatte er doch immer Neigung
 zur Landwirtschaft gehabt.

Und Margarete? Eben hatte Hans von Strebilin ihr ge-
 schrieben, daß er Oberleutnant geworden und ihrer Vermählung
 nichts mehr im Wege stände.

Nichts? — Wo sollte nun das Kommissvermögen herkommen?
 Unmittelbar nach seinem Brief erschien Strebilin. Als er von
 dem Banktrach erfuhr, wurde er bleich und sah wie vernichtet da.

„Ich gebe dich frei“, sagte Margarete, scheinbar ruhig, obgleich ihr Herz heftig pochte. „Hier der Ring, den du mir in seliger Stunde gabst.“

Er nahm ihn nicht, er starrte sie fassungslos an. Noch nie war sie ihm so begehrenswert erschienen wie jetzt mit diesem bleichen, edlen Gesicht, in dem die dunklen Augen so traurig unter Tränen blickten. Es wallte heiß in ihm auf. Er zog sie leidenschaftlich an sich und bedeckte ihr Haar, ihre Augen und Lippen mit Küssen.

„O, Hans, Hans, Lieber, laß mich“, flehte sie zitternd.

„Ich lasse dich nicht“, flüsterte seine Stimme, „ich nehme den Ring nicht zurück! Wir sind jung, wir können warten!“

„Könntest du dich nicht nach einer Privatstube oder sonst nach einem Erwerb umsehen?“ sagte Margarete.

„Ja, das könnte ich“, entgegnete er zögernd, „aber ich denke, wir werden bald in der Lage sein, zu heiraten, mein alter Onkel ist neuerdings so krank, daß —“

Sie preßte die Hand auf seinen Mund. Dieses Spekulieren auf den Tod verletzete sie immer peinlich.

„O, still davon“, flehte sie, „ich mag es nicht hören.“

Pjotr Kusmin hatte sich vom Popen bereden lassen, Kunst zu gewähren. Und ob sie nun wirklich eine Derge die anderen sagten, ob nicht —, sie hatte wahrhaftig so weit gesund gemacht. Überhaupt, fast alle, die ihm hatten, waren am Leben geblieben; nur ein paar alte hatte sie nicht mehr helfen können —, aber die waren scheinlich auch ohne sie gestorben. — —

Nun strahlte die Frühlingssonne warm vom tiefblauen herab, und trieb die letzten Spuren von Frost aus Die Lerchen fliegen, und emsig trieb Pjotr, die Pflugschwarze Krume drückend, Zomuschka an, und zog die Furche. Hinter ihm drein marschierten, ausgerüstet Reihe Soldaten, die Krähen, und pickten die Engerlinge die Pflugschar aufwärts. — Gelobt seien die Heiligen, alles überstanden! Saatkorn hatten die Herren aus Moskau geschickt, schönes Saatkorn! Heute wurde Pjotr fertige Pflügen; morgen ging es ans Säen. Und der Himmel dieses Jahr ein Einsehen haben und eine gute Ernte nach den zwei Jahren Mißwachs! Sie alle würden



Im Quartier. Von Fr. van der Venne.

Sie eilte aus dem Zimmer. In diesem Augenblick konnte sie ihn nicht sehen; ihre vornehm denkende Natur sträubte sich gegen seine Worte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Soldat.

Von Alfred Mayer-Eckhardt. (Nachdruck verboten.)

Ein böser Winter war das gewesen; ein wahres Wunder, daß sie alle vier ihn überstanden hatten: Pjotr, sein Weib Marja, seine alte Mutter, die die ganze Zeit über hatte auf dem Ofen liegen müssen, und Zomuschka, das Pferdchen.

Nicht alle im Dorfe waren so gut davongekommen —, o nein. Der Hunger hatte zu schrecklich gewütet. Als man schließlich das Brot aus Baumrinde buk, hatte die schlimme Krankheit Einzug gehalten und das halbe Dorf weggerafft.

Als die Not aufs höchste gestiegen war, kamen zum Glück die Herren aus Mostau und brachten Korn, daß man wieder richtiges Brot backen konnte. Auch eine Frau war mit ihnen gekommen, eine Ärztin. Die hatte zuerst niemand aufnehmen wollen, weil Katja, die alte Dorfhexe, gesagt hatte, die wolle die Kranken vergiften, damit weniger Esser im Dorfe seien. Und keiner hatte ihre Arzneien nehmen wollen; wären sie nicht alle zu elend gewesen, sie hätten sie mit Gewalt vertrieben.

essen haben; die Steuerrückstände würden bezahlt werden, Zomuschka würde wieder rund und sein Fell glatt und werden, und die Mutter wieder ganz gesund —, sie hat schon wieder ganz vergnüglich an ihrem Stod!

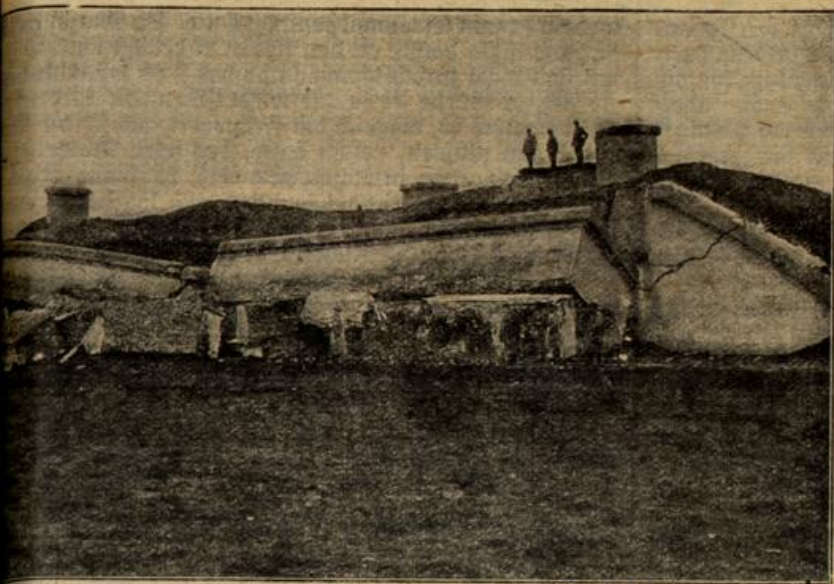
Am Ende des Aders angekommen, hob Pjotr den der Erde, drehte ihn um und setzte sich auf den Sturz, Zomuschka eine Weile ruhen lassen; das Pferd war kräftig wie früher. Auch verspürte er Hunger, und zog Brot aus der Tasche, das Marja ihm mitgegeben hatte. — langsam, nach Bauernart, fing er an zu kauen. — sich beim Namen rufen.

Es war sein Weib, das über den Sturzader auf ihn kam. „Pjotr, der Polizeidiener war da — du sollst zum vorstehet kommen.“

„Zum Gemeindevorstehet? Was will er denn? doch keiner die Steuern zahlen, das weiß er doch —“

„Ich weiß nicht, was er will, — geh' nur gleich derweil weiter pflügen.“

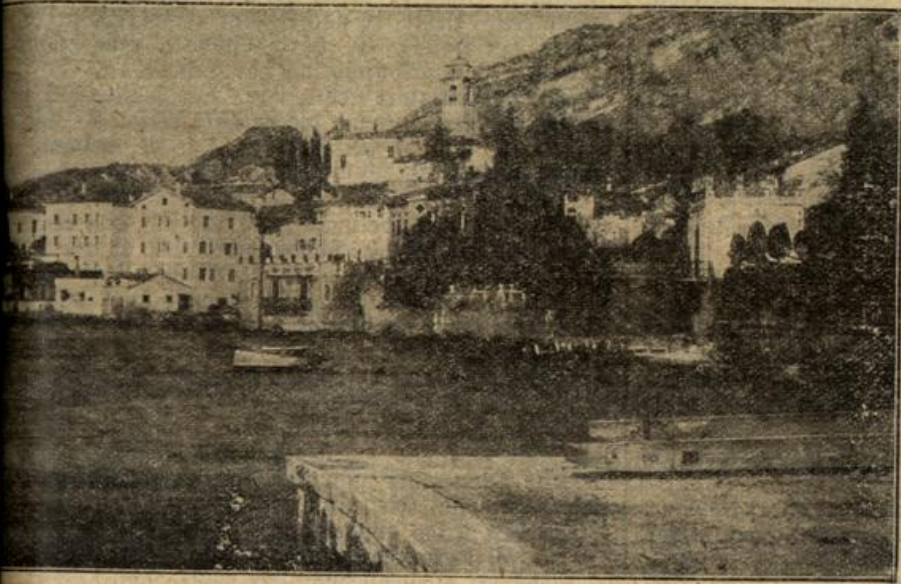
Mißmutig machte Pjotr sich auf den Weg. Der vorstehet —, was mochte er wollen? Sicher nichts war Pjotr, als ob ihm Unheil drohe. Seine ganze Freude, die die warme Sonne und der leuchtend-bleue gewedert hatten, war wie weggeblasen.



Einnahme von Libau: Befestigungswerke, die von den Russen vor der Übergabe der Stadt gesprengt wurden.



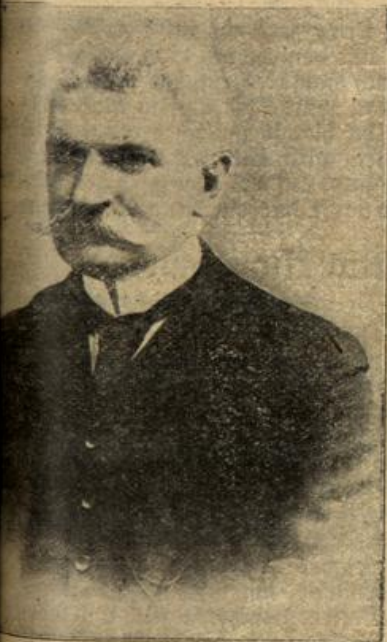
Antonio Salandra,
der italienische Ministerpräsident.



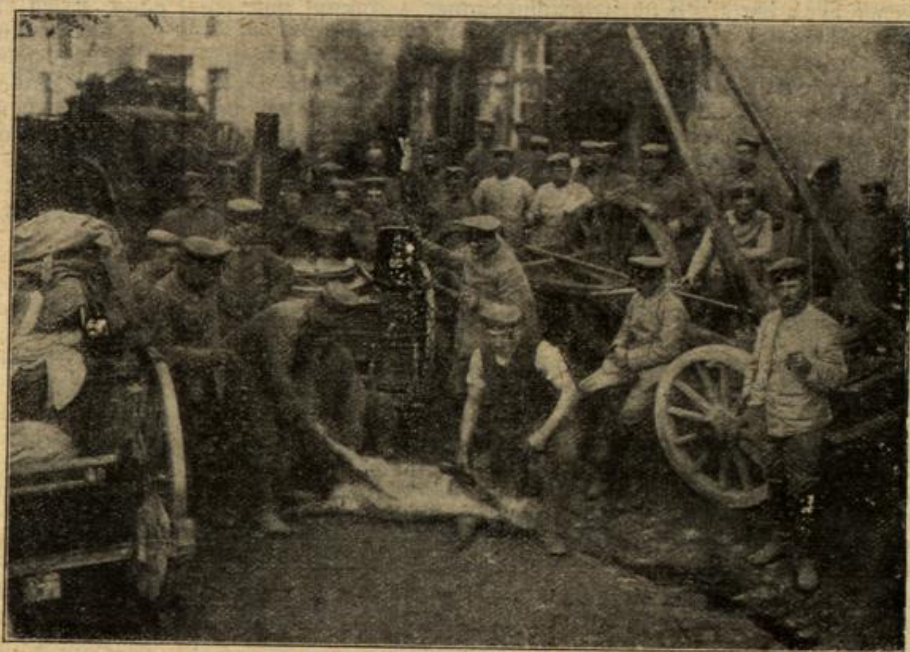
schöne österr. Stadt in Tirol: Torbole am Gardasee, ein beliebter deutscher Erholungsort.



Admiral Hans,
der Chef der österreich.-ungarischen Flotte.



M. Sonnino,
der italienische Minister des Äußern.



Schweineschlachten in einer deutschen Feldküche.
(Photogr. Leipziger Presse-Büro)

Als er zum Gemeindevorsteher kam, traf er dort den Iwan, den Fjodor, den Steipan —, fast alle männlichen Dorfbewohner. „Gut, daß du da bist, Fjotr,“ redete der Dorfgewaltige ihn an, — „und ihr andern alle. Ich habe hier etwas für euch. Übermorgen müßt ihr zur Kreisstadt, ihr seid einberufen zur Übung!“

„Zur Übung! Aber Väterchen —, was soll aus der Frühlfaat werden? Unsere Acker müssen bestellt werden —, die Weiber können das nicht!“ riefen sie alle durcheinander.

„Mann's nicht ändern — Befehl ist Befehl! Die zurückbleiben müssen aushelfen, so gut es geht. Am Ende —, vier Wochen sind keine Ewigkeit!“

Ein harter Schlag, aber was war zu machen? Man mußte sich fügen —

Die vier Wochen waren um, die vier langen Wochen, in denen Fjotr, anstatt seinen Acker zu bestellen, die Flinte hatte tragen müssen. Aber er kam nicht nach Hause. Er nicht, noch die andern.

Sie waren auf die Eisenbahn verladen worden, und zwei Tage lang gefahren. Zum Divisionsexerzieren, wie es hieß.

Nach vierzehn Tagen ging's wiederum auf die Eisenbahn. Aber nicht, wie sie gehofft hatten, heimwärts.

„In Polen ist Aufruhr“, hatte der Herr General gesagt. „Wir müssen hin, die Hunde zur Ruhe zwingen.“

In der Tat, die Hunde! Mußten sie gerade jetzt sich gegen Väterchen Jar auflehnen, jetzt, wo daheim auf dem Felde alle Arme gebraucht wurden; und Warsa mit der alten Mutter ganz allein war?! Eigentlich fanden sie gar keine Unruhen vor. „Ja, wenn wir nicht da wären —“, hieß es wieder.

So vergingen abermals Wochen unter ständigem Exerzieren, Wachdienst üben und Schießen. Dann saß man wieder auf der Eisenbahn. Nach langer Fahrt wurde einige Tage hindurch marschirt. Wo er war, wußte Fjotr nicht; aber es mußte wohl weit von Hause sein. Land und Leute sahen ganz anders aus und sprachen anders.

Eines Morgens beim Appell bekam jeder Soldat eine Blechmarke, die er um den Hals hängen mußte. Dann wurden in Leinwandstücke eingenähte scharfe Patronen ausgegeben. Viel mehr Patronen, als man zum Gesechtsschießen sonst erhielt. Und der Herr General ritt vor die Front und hielt eine Rede.

„Brüder,“ sprach er — sonst sagte er immer ‚Leute‘ oder ‚Soldaten‘, oder wenn er ärgerlich war und schimpfte, ‚Hundejöhne‘ —, „Brüder! Die Deutschen haben uns den Krieg erlärnt! Wir müssen sie schlagen —, Väterchen Jar hat's befohlen! Wir werden sie schlagen! Wir alle werden unsere Pflicht tun und siegen oder sterben! Und nun, mit Gott vorwärts, Kinder!“

Und weiter marschierte man, immer vorwärts. Vorbei an verbrannten Dörfern, verwüsteten Aedern, auf denen Vieh sich herrenlos herumtrieb.

„Das haben die Deutschen getan!“ meinte einer in der Kolonne. „Dummkopf!“ entgegnete ein anderer, „die Deutschen waren ja noch gar nicht hier —, unsere Kosaken!“

Aber ohne Aufenthalt ging's vorwärts.

Die Landstraße war dicht gedrängt voller Truppen. Infanterie, Reiter, Artillerie, Munitions- und Proviantkolonnen. Schon begegneten ihnen lange Züge von Wagen, auf denen Verwundete lagen. Man hörte rollenden Geschüttdonner — dumpf, wie ein fernes Gewitter. Vorwärts — immer vorwärts —

Jetzt lag Fjotr mit vielen hundert anderen in einem langen Schützengraben und hörte die Kugeln über sich hinpfeifen. Jeder hatte einen großen Haufen Patronenträgen vor sich liegen, und alle schossen nach der Richtung hin, wo der Feind liegen sollte. Zu sehen war nichts von ihm. Aber von Zeit zu Zeit schien es, als ob das Knattern seiner Gewehre näher käme.

In weiße Rauchwolken eingehüllt, sausten Granaten durch die Luft. Sie trafen nicht, der Feind schoß zu weit.

„Achtung! Schnellfeuer!“ rief der Zugführer. Fjotr sah, wie noch viele hundert Meter entfernt, grau gekleidete Soldaten auf seinen Schützengraben zuliefen. Das also waren die Deutschen. Er tat sein Bestes, und schoß unaufhörlich —, freilich, genau zielen konnte er nicht in der Eile. Gleich darauf waren die feindlichen Soldaten nicht mehr zu sehen. Aber an den dichter einschlagenden Geschossen merkte man, daß sie schon näher waren. Der Patronenvorrat schmolz allmählich zusammen. Zeit, daß die Munitionskolonne kam. Wo blieb sie nur? Wiedertum tat der Feind einen Sprung nach vorn —

Mit höllischem Krach platzte ein Schrapnell über dem Schützengraben. Unwillkürlich hatte Fjotr den Kopf in den Sand gesteckt. Als er wieder aufsaß, lagen viele Kameraden im Blut.

Es fiel ihm auf, daß die Pfeife des Zugführers nicht mehr ertönte. Er blickte um sich und wurde gewahr, daß der Hauptmann und der Leutnant seines Zuges gefallen waren.

Der Tod heulte, pfliff und sauste rings um ihn her. Fjotr schloß die Augen. Er dachte an jenen lichten Frühlingsmorgen,

an dem er zum letztenmal gepflügt hatte. An Warsa, an an Jomuschla dachte er, den treuen Arbeitsgefährten. mit ihm wohl zurechtkommen und das Feld instandhalten.

„Ach, er würde sie ja nie wiedersehen, die Lieben! es, er wußte es, obgleich der Feldwebel, als sie die umhängen mußten, gesagt hatte, das seien Amulette, der Gottesmutter in Kasan geweiht, da könne keine Angel ihnen etwas anhaben. Und nun lag der Feldwebel da —, keine zehn Schritte von ihm!“

Er würde den Deutschen lebend in die Hände fallen würden ihm die Augen ausstechen und die Haut abgeben, das hatte der Feldwebel gesagt, und das war sicher, wenn auch der Lieferant nicht die richtigen Amulette hatte, und nun alle die Kameraden verbluten mußten, nur daran lag es —

Mit einem Male wurde das feindliche Feuer stärker überschüttet wurden sie mit Blei, und die Geschüttenaten aus über Granaten —, die ganze Hölle schien. Dann sah Fjotr die Deutschen, als ob sie plötzlich angewachsen wären, kaum hundert Schritte weit heran. „Hurra“ scholl dröhnend durch den Schlachtkärm. Er den letzten Patronenträgen in die Gewehrtrichter. Noch hörte er das Signal, Seilengewehr aufpflanzen, fühlte er einen heftigen Schlag wider die Stirn, und schwand —

Die Sterne standen am Himmel, als Fjotr auf es war dunkel. Er wollte sich aufrichten, lag aber in dumpfen Schmerz fühlte er im Kopf und brennend qualte ihn. Lebte er noch? War er tot? War er und in der Hölle? Er hörte Stöhnen und Achzen Seiten, und marcburchdringende Schreie.

Nun waren zwei neben ihm. Sie bückten sich um etwas in einer Sprache, die er nicht verstand. Sie aufheben. Entsetzt versuchte er, sich zu wehren, wieder ohnmächtig.

Dann — wie lange Zeit verflossen sein mochte, nicht —, ward er abermals wach und sah, daß er in einem hohen Feldbett lag. Es standen noch viele andere hohe großen Zelt, und grau gekleidete Männer, die alle ein rotes Kreuz trugen, gingen von einem zum andern. Er war also nicht tot und nicht in der Hölle. Aber —

Ein hochgewachsener Mann mit blondem Vollbart, Leinenkleid, trat an sein Lager, griff nach seinem fragte, wie es ihm gehe.

Obgleich er russisch sprach, hörte Fjotr doch, daß es war. Er war also wirklich bei den Feinden — hilflos.

Alle Dinge, die man ihm von den Deutschen erfahren fielen ihm ein. Flehenlich bat er um Schonung — ihn in den Krieg gezwungen —

„Barisch, aber nicht ohne Gutmütigkeit fuhr der Deutsche.“

„Esel — du siehst doch, wir wollen dich heilen!“

„Was wird mit mir geschehen, Herr?“

„Erst nehmen wir dir die Kugel heraus und heilen dich, wirst du ins Gefangenenlager geschickt und bleibst dort, ganze Krieg vorüber ist!“

„Und wenn der Krieg zu Ende ist, Herr?“

„Dann gehst du mit den andern nach Hause!“

Nach Hause! Nach Hause! Heim, zu Warsa, zum dem Pferdchen! Gott würde die drei ja auch nicht lassen, nachdem er ihn hier so gnädig errettet hatte.

Ein seliges Lächeln glitt über die groben Züge Mutschil, als er das Haupt auf das blau-weiß gewürfelte rüdgelien ließ, und jauchte wie ein Kind einschlummern.

Frau Morgenstunde.

Alles Fleiß, der männlich schäbendwertlich; und er gewährt den ganzen Tag müder Stunden Bollgenuss.

Zur Erklärung muß ich vorausschicken, daß ich ein ein Langschläfer bin. Aus Gewohnheit oder aus darüber will ich nicht entscheiden. Meine Langschläfer schon aus der Zeit, wo mir der Arzt wegen hochgradig armut Langgeschlafen verordnete und mich morgens vor Schulstunde dispensieren ließ. Diese Gewohnheit glückt aus der Schulzeit in mein späteres Leben hinein. lieber Mann, der mich verwöhnt, wo er nur kann, bräut über's Herz, mich morgens aus holden Träumen lautlos machte er Toilette, um mich nicht zu stören, den aufgewärmten Kaffee, hauchte zärtlich und leise am morgentisch auf meine Stirn, für den ich in halbem Traum mit glücklichem Lächeln dankte, und zog geräuschlos ab. Schloß. Wie wönig war es, wenn ich dann aus hellen

Morgensonne jubelnd, mich tiefer in die weichen Seite und schnell wieder in tiefen Schlaf versank.

Jedem kann ich nicht behaupten, daß ich diesen Zustand, wogegen im erwähnten Augenblick, ideal fand. Wenn ich nächtlichen Abendstunden zu Hilfe nahm, um alle meine Leiden zu erlebigen, so blieb doch manches, was mir auf der Seele brannte, ungetan; den ganzen Tag über mühte ich mich, um die paar Stunden, die mir am Morgen verloren gegangen waren, wieder einzuholen.

Dadurch kam ich aus einem Zustand der ewigen Unruhe nicht heraus. Dann und wann machte ich wohl den schwachen Versuch, meiner Trägheit Herr zu werden, aber es ruhte sich doch zu wohl in Morpheus' Armen.

Das ging so lange, bis — ja, bis mein Mann die neue Wohnung mietete. Sie war prächtig mitten im Grünen gelegen, aber das Haus war noch vollständig im Rohbau, als wir es ansahen, und nur die starke Nachfrage bewog uns zu schnellem Ent-

Verterbild.



„Mein Sohn, sollte er nicht schon in der Rube sein?“

schick ich das erstmal meine neue Wohnung besichtigte, noch auf Brettern herumklettern und konnte mir schwer vorstellen, daß aus diesem wüsten Chaos ein menschliches Heim entstehen würde. Aber wie angenehm war meine Überraschung, als vor meinem Umzuge sie wieder besichtigte. Sie sah wie ein kleines Schmuckkästchen aus. Als gute deutsche Gewohnheit ich natürlich der Küche ganz besondere Aufmerksamkeit schenkte. Aber kaum hatte ich sie betreten, als ich mich vor meinem Manne umfah. Hatte hier ein neidischer Kobold getrieben? Aber den weißen Nachen des Herdes großen Buchstaben:

„Morgenstunde hat Gold im Munde!“

Sah ich: Rundum oben an den Wänden lief ein hübsches Gitterwerk, den die Worte schmückten: Morgenstunde hat Gold im Munde. Ich habe meinen Mann noch heute stark bedauert, daß er sich einen harmlosen Scherz erlauben hat, Maler und Töpfer zu dieser eindringlichen Äußerung seiner Weisheit inspirierte. Denn in all den anderen Wohnungen, die ich, neugierig geworden, besichtigte, war zu lesen: Morgenstunde hat Gold im Munde.

Im stand es einmal da. Tag für Tag, wenn ich morgens die Küche betrat, mußte mein Auge unweigerlich auf die goldig gepriesene Morgenstunde, die war fatal. Ja, es war mehr als das, es wirkte bebenberuhigend, aufreizend. Ich wandte, wenn ich den richtigen vormittags, in die Küche kam, ostentativ zum Fenster, aber wenn ich mir den Morgenkaffee war es doch wieder da, aufdringlich, beredt: Morgenstunde hat Gold im Munde.

Widerhalten setzte sich jedes einzelne Wort in meinem Geiste fest, umspannte meine Gedanken, verfolgte mich, tagelang. Ich sah förmlich die Morgenstunde als ein großes Ding vor mir, wie sie den Mund öffnete und den sengenden Zahnreihen ein Strom glühenden Goldes ergoß. Ganz in Sonnenschein und Licht getaucht war ich. Ihr Kleid leuchtete wie Morgenröte, und in ihren Augen glühte der Schein, der mir spöttisch zuwinkerte: Morgenstunde hat Gold im Munde!

breitete sie all ihre Herrlichkeiten vor mir aus und erzählte von ihrem weiten, wunderschönen Reich. Sie erzählte von der Vögelin, von Lerchenschlag, von tausendfachen purpurner Morgenröte, flammzarten Wölkchen, von den Seen, die die Sonne wachküßt, von ahnungslosen und frischfröhlichen Schaffern.

Ich suchte ich die freundliche Mahnerin aus meinen Gedanken zu verjagen. Sie ging auch. Aber pünktlich bei nächster Hand sie wieder an meinem Bett und lockte und schmeichelte und warnte, daß ich gar keine Ruhe vor ihr hatte.

Nach vierzehn Tagen hatte sie mich wirklich so weit, daß ich mir sagte: „Na, versuchen kannst du's ja mal. Gefällt dir's nicht oder fühlst du dich nicht wohl dabei, kannst du es ja jeden Tag wieder aufgeben.“

Und ich versuchte es, das Frühaufstehen. Ich muß ehrlich gestehen, es wurde mir höllisch sauer. Ich hatte nicht geahnt, daß es so schwer sei, sich pünktlich zu einer bestimmten Zeit aus den weichen Federn zu erheben.

Mein Mann war sprachlos. Ich sah ihm zum ersten Male beim Morgenkaffee schmunzelnd angezogen auf dem freundlich gedeckten Balkon gegenüber, den der Morgensonnenstrahl streifte, und schenkte ihm den frisch gekochten Kaffee ein. Sein liebes Gesicht war ganz verklärt von lachendem Sonnenschein. Da schämte ich mich in tiefster Seele, daß ich so viel Freude all die Jahre hindurch mir und meinem Manne entzogen hatte. So viel Freude! Heute würde er gewiß zu seiner Berufsarbeit ein freundlicheres Bild mitnehmen, da ihm am Morgen die Liebe lächelnd das Geleit gegeben hatte.

Aber noch mehr angenehme Überraschungen harrten meiner. Programmgemäß sollte die erste Stunde für einen Morgen-spaziergang freibleiben. So hatte es mir „Frau Morgenstunde“ anbefohlen, damit ich auch wirklich all ihrer Herrlichkeiten teilhaftig würde. Ihr Rat war gut. Was für Stärkung und Erquickung trank ich in mich hinein, als ich zum ersten Male in früher Morgenstunde durch die frisch betauten Wiesen und den unberührten Wald schritt. Wie fröhlich slog dann die Arbeit, als ich nach Hause kam. Und wieviel Zeit blieb mir, wieviel Zeit! Wie ruhig und behaglich konnte ich nun allen meinen Pflichten nachkommen, ja sogar noch etliches darüber hinaus tun. Ein paar Briefe, die ich mir schon für die Nachtstunden zurückgelegt hatte, konnten an einem Tage erledigt werden, es blieb mir Zeit zu Besuchen, zum Ausbessern der Wäsche und Garderobe und — o Wunder der Wunder! — sogar zum Lesen! Was mir bisher immer als Diebstahl an meiner Zeit erschienen war, nun durfte ich die heißbegehrte Frucht, die ich mir nie gegönnt hatte, in köstlicher Ruhe genießen.

Und mein lieber Mann war glücklich, so glücklich!

Ich habe ihn nicht gefragt, ob er den glückbringenden Spruch in der Küche hat anbringen lassen, aber tat er's, so bin ich ihm von ganzem Herzen dankbar dafür. Denn wenn ich jetzt beim ersten Morgensonnenschein in die Küche trete, dann lacht er mich so recht fröhlich und heiter an, und „Frau Morgenstunde“ grüßt mich wie eine alte, liebe Bekannte. Und von Tag zu Tag wird sie mir lieber und teurer.

Gertrud Pechhal

Selbständigkeit.

Von Johanna Junf.

(Nachdruck verboten.)

Von meinem Fenster aus sehe ich auf ein kleines Friseur-geschäft. An den Sonntagen strickt hinter weißen Gardinen eine saubere, junge Frau, frisch und lachend, ein Bild kleinbürgerlicher Gemütlichkeit. Jetzt sind die Rollläden herabgelassen. „Zu vermieten“, kündigt der rote Zettel.

„Das letzte Aufgebot des Landsturms hat meinen Mann verlangt. Die Gehilfen holte der Sanitätsdienst. Ich verstehe nichts vom Geschäft. Ich gehe zu meinen Eltern zurück!“

„Und nachher?“ fragte die mit ihr Gehende.

„Nachher? Ja, ich weiß nicht!“

In dem Zigarrenverkauf an der Ecke bedient die Inhaberin. Der Mann kämpft seit den Augusttagen im Felde. Sie sucht bereitwillig für jeden Geschmack Zigarren und Zigaretten für Liebesgaben aus, gibt Ratsschläge und zeigt für alle Kunden Aufmerksamkeit.

„Sie waren wohl früher auch in einem Geschäft?“ fragte ich.

„Ach nein, nur wie es hieß, daß es Krieg gäbe, bat ich meinen Mann, mich in seinen Betrieb einzuweihen. Unser Geschäft ist nicht groß, aber es nährt uns doch. Und das gibt man nicht gern auf. Das Hauswesen und die Kinder versteht meine alte Mutter. Ich habe versucht, alles zu lernen, was notwendig war. Es geht schon mit etwas gutem Willen! Und sehe ich meinen Mann wieder, dann freut er sich doppelt, daß sein Erwerb ihm geblieben.“

Zwei Frauen. Die eine schwach, talentlos, die andere mutig, voll Latkraft. Und dabei war der einen doch eine große Spanne Zeit geblieben, sich einzuarbeiten. Sie war gesund und jung.

Unserer Frauenbewegung vornehmstes Bestreben ging darauf hin, denkende, selbständige Frauen heranzubilden. Bei vielen ist es erreicht. Der Krieg hat die Probe auf das Exempel gemacht. Die Ehe ist höher zu bewerten denn als Versorgungsanstalt. Die Kameradschaft fordert, daß die eine einspringt, wenn der andere den Platz verlassen muß.

In Geschäftsbetrieben ist es im allgemeinen nicht zu schwer. Die Not der Zeit trifft die Bäuerin, die Gärtnersfrau, die Gutsherrin stärker. Männer fehlen für die Landwirtschaft. Die Frauen

